

halten, jene aber wollen immer lieber ein Maaf um das andre ein-  
schenken und dann mit doppelter Kreide anschreiben.

19) Wo drei Lichter brennen, kann keine Hexe an-  
kommen.

Wo zwei brennen, auch nicht, wo eins brennt, auch nicht, wo  
keins brennt, auch nicht. — Wo aber einmal eine Hexe in Deinem  
Gehirn festigt, da hilft kein Mittel, man müßte Dir denn gar den  
Kopf herunter reißen und einen geschiedtern aufsetzen. Kannst selber  
zusehen, wer mit Dir tauschen mag; aber nimm Dich in Acht, daß  
der letzte Betrug nicht ärger werde, als der erste.

Item. Wo die drei Lichter des Glaubens, der Liebe und der  
Hoffnung brennen, da wird eine Hexe auch wohl schwerlich beikom-  
men können.

20) Wer auf Johannis vor Sonnenaufgang sein Ge-  
sicht mit Thau wäscht, kann sich die Sommer-  
sprossen damit vertreiben.

Hab's auch probirt in meiner Jugend, hat aber nichts geholfen.  
Da habe ich dann gedacht: bringe ich die Flecken im Gesicht nicht  
weg, so will ich mich desto mehr hüten vor den Flecken im Gewissen,  
die möchten auch nicht mehr wegzubringen sein. Und das ist mir  
mehr als ein Mal gut bekommen. — Eigentlich will das Sprüch-  
lein wohl nur die trägen Schläfer und Schläferinnen aus dem  
Bette bei Zeiten hinausjagen, um sie von den Flecken der Faulheit  
und des Müßiggangs zu säubern.

### Eine Prozession in Sevilla.

Eine Fülle historischer Erinnerungen knüpft sich an Se-  
villa, die umfangreichste Stadt in Spanien, nächst Madrid  
die erste im Range. Der Muth, den es von der Zeit der  
Griechen und Römer bis auf die neueste Zeit herab, seinen  
Feinden entgegengestellt, machen mit Recht den Sevillaner stolz.  
Aber so schön die Stadt an den Ufern des Guadalquivir ge-  
legen ist, in der Mitte einer weiten fruchtbaren Ebene, von  
dem mildesten Klima begünstigt, und so oft auch um dieser  
Vorzüge willen mit der hartnäckigsten Tapferkeit um ihren Besitz  
gekämpft wurde, so ist sie dennoch gegenwärtig sehr vernach-  
lässigt und wenig bevölkert. Unter der Herrschaft der Mau-  
ren hatte sie den Gipfel ihres Glanzes und ihres Wohlstan-  
des erreicht; die ganze Umgegend, die jetzt einer Wüste gleicht,  
blühte in der üppigsten Fülle. Seit ihrer Eroberung durch

ein=  
an=  
wo  
nem  
den  
elber  
daß  
der  
som=  
Ge=  
er=  
fen.  
nicht  
ssen,  
mie  
stich=  
dem  
lheit  
Se=  
ordid  
der  
nen  
volz.  
ge=  
von  
eser  
estig  
sch=  
au=  
an=  
cht,  
urch



Eine Procession in Sevilla.

die  
H  
r  
S  
S  
ne  
de  
fer  
di  
hie  
fri  
läu  
M  
len  
M  
es  
ein  
ein  
go  
we  
bet  
pet  
  
Tr  
fes  
S  
des  
ba  
St  
hei  
vill  
un  
50  
an  
des  
ren  
bis  
fin  
der

die Christen unter Ferdinand III. ist die Stadt von ihrer Höhe herabgesunken.

Die Straßen sind unregelmäßig und eng, wenige so geräumig, um einen Wagen durchzulassen, und an manchen Stellen kann man mit ausgestreckten Armen beide Seiten der Straße erreichen. Der Anblick, den Sevilla gewährt, erinnert mehr an eine maurische als an eine spanische Stadt; desto zahlreicher sind die öffentlichen Gebäude, die zu religiösen und wohlthätigen Zwecken bestimmt sind. Während Cadix der entschiedene Sitz ausgelassener Fröhlichkeit ist, herrscht hier düsterer Ernst und ein strenger Glaubenseifer. Von dem frühesten Morgen bis in die Nacht erschallt das Glockengeläute von den zahlreichen Kirchen und Klöstern. Ueberall Mönche und Geistliche in ihren verschiedenen Ordnungen, zu allen Zeiten Gottesdienst. Es wird Abend: plötzlich ertönt Musik, ein großer Platz bedeckt sich mit wandernden Lichtern, es ist eine von den Nobenas, die begangen wird, daß heißt: eine jener großartigen Processionen, die neun Nächte hintereinander mit feierlicher Pompe stattfinden. Einer reichen goldgestickten Fahne mit dem Bilde der heiligen Jungfrau werden acht silberne Lampen vorgetragen, während blumenbekränzte Kinder mit Leuchtern folgen. Ein Militär-Trompeter eröffnet den Zug, Musiker und Chorsänger schließen ihn.

Besonders großartig und feierlich wird in Sevilla das Frohnleichnamsfest begangen. Wir sehen eine Procession dieses Tages auf unserem Bilde, welches die Plaza Real in Sevilla darstellt. Vorangetragen wird das Panier der Kirche, dessen Schafft und Verzierungen von Silber sind; unmittelbar darauf folgt das Mysterium der Töpfertöchter, deren Statuen eine Nachbildung der Giralda tragen. Die Giralda heißt nämlich der berühmte Thurm der Domkirche in Sevilla, der größten Kirche in Spanien, reich an Kostbarkeiten und herrlichen Gemälden, mit 82 Altären, einer Orgel von 5000 Pfeifen und dem Grabmale des Columbus; der Thurm an derselben (Giralda), den wir im Hintergrunde unseres Bildes erblicken, noch ein herrliches Werk aus der Zeit der Mauren, ist 364 Fuß hoch und im Innern so gebaut, daß man bis zur Spitze hinauf reiten kann. Die Töpfertöchter aber sind in Spanien als zwei der ersten Märtyrer bekannt, die bei der Einführung des Christenthums ihr Leben geopfert. Ihre

Heiligkeit ist noch außerordentlich durch den Glauben gehoben, daß sie bei einem mächtigen Erdbeben den Thurm der Giralda unerschüttert, ohne von dem Erdbeben berührt zu werden, getragen haben. Diesen Heiligen ist daher auch in dem Dome eine besondere Kapelle geweiht. — Unmittelbar hierauf folgt die Custodia, welche die geweihte Hostie enthält; der Kasten ist von gediegenem Silber, überaus kunstvoll gearbeitet und so schwer, daß sechszehn Menschen daran zu tragen haben. — Die Knaben, im altspanischen Kostüme, vor dem Mysterium der Löffertöchter, tanzen während der Messe Morgens und Abends vor dem Hochaltare. Es ist dies eine besondere Begünstigung dieser Kirche, welche ihr der Papsst verliehen und worauf Sevilla nicht wenig stolz ist.

## M a r i a.

Historische Erzählung von August Brak.

(Mit einem Stahlstich.)

Von den Bergen herab flammten die Feuersignale; von der Bastion der Festung donnerten die Lärmkanonen, und die Landbewohner flüchteten sich und ihre beste Habe in das Innere der besetzten Plätze; denn auf der Höhe des Vorgebirges von Cassosso zeigte sich die türkische Flotte.

Das siebenzehnte Jahrhundert war, besonders in seiner letzten Hälfte, für das Schicksal der so blühenden Insel Candia unheilbringend gewesen. — Unter der Regierung Ibrahim's des Vierten, jenes blutdürstigen Tyrannen, der im Jahre 1648 bei einer Empörung der Janitscharen das Leben verlor, war ein von Maltesern aufgebrachtcs, türkisches Prisen-schiff, an dessen Bord sich der Aga der Verschnittenen, so wie die Favoritin des Sultans Ibrahim und dessen Lieblingssohn befanden, in Callsmene, einem candiotischen Hafen eingelaufen. Obgleich die Venetianer, denen Candia damals gehörte, durchaus keinen Antheil an diesem Vorfalle hatten, so stellte sich doch der Sultan auf's Höchste darüber erzürnt und ließ bereits im Juni 1645 ein großes Heer auf Candia landen, welches die beiden Städte Canea und Retimo so wie die Hauptstadt der Insel Candia ebenfalls angriff. Die Belagerten vertheidigten

sich indessen so tapfer, daß die Türken abziehen mußten, und ein zweites Unternehmen, vier Jahre später, war ebenfalls von keinem günstigeren Erfolge begleitet. 1656 wurde die Stadt auf's neue eingeschlossen; jedoch auch diese Blokade fast zehn Jahre hindurch ohne Erfolg fortgesetzt, da die Venetianer als Herren der See die Festung mit Lebensmitteln, Mannschaft und Kriegsbedürfnissen versahen.

Da erschien in der Mitte des Mai 1667 die türkische Flotte im Angesicht der Insel, und der Großvezier Khyoperli, der diesmal die Expedition selbst befehligte, landete mit 80,000 Mann Landtruppen, um die Festung Candia einzuschließen.

Es mochten ungefähr zwei Wochen vergangen sein, seitdem die Geschütze der Festung den anrückenden Türken den blutigen Willkommengruß entgegen gedonnert hatten, und die Sonne begann sich allmählig in's Meer hinab zu tauchen, als drei Personen mühsam eine jener felsigen Anhöhen hinab kletterten, die, südwärts von der Stadt Candia gelegen, sich an das Idagebirge anschließend und den Namen der heiligen Berge führen. — Von diesen drei Wanderern, deren Kleidung auf den ersten Blick die Einwohner der Insel erkennen ließ, waren zwei mit Büchse und Dolch bewaffnet, außerdem steckten ein Paar doppel-läufige Pistolen in dem Gürtel eines Jeden. Die dritte Person gehörte indessen dem schwächeren Geschlechte an. Es war ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, mit einem jener regelmäßig schönen Gesichter, wie man sie bei den Bewohnerinnen Candias noch heut zu Tage häufig findet. In dichtem, üppigen Locken hing ihr rabenschwarzes Haar auf den von der Sonne leicht gebräunten Hals herab, und diente mit den scharf gezeichneten Brauen, die ihr großes, schönes Auge beschatteten, dazu, ihrem sanften, freundlichen Gesichte den Ausdruck einer festen Entschlossenheit zu geben.

Als der Vordere der beiden voransteigenden Männer den Gipfel des Felsenvorsprunges erreicht hatte, der nur mit niedrigem Strauchwerk bewachsen, eine weite Aussicht auf die untenliegende Thalebene und das Meer verstattete, blieb er stehen. Er hielt die Hand vor die Augen, um sich vor den Strahlen der Sonne zu schützen und deutete mit der Büchse auf das sich vor seinen Blicken öffnende Panorama hinab.

„Hab ich's dir nicht gesagt, Laskaris;“ wendete er sich zu seinem Gefährten, der augenscheinlich um die Hälfte jün-

ger sein mochte als er selbst; „hab ich's Dir nicht gesagt, daß wir von hier aus bequem das Lager übersehen können, ohne uns deshalb der geringsten Gefahr auszusetzen. Aber bei'm heiligen Theodoros, diese Moslems haben die Stadt so fest umringt, daß wir fast keine Hoffnung haben, auf der Landseite hinein zu kommen.“

„Leider scheint Ihr Recht zu haben;“ entgegnete der Angeredete nachdenklich, und blickte, auf seine Büchse gestützt, scharfen Auges über die Ebene, wo sich rings die weißen Zelte in halbmondförmiger Ordnung um die Stadt erhoben. „Wären wir allein, so könnten wir's immerhin wagen; — aber Maria!“

Er warf bei diesen Worten einen besorgten Blick auf das junge Mädchen, die vielleicht weniger als die Männer an ihre gefährvolle Lage denkend, neugierig auf das ungewohnte, großartige Schauspiel blickte, das sich unten in der Ebene zeigte; die Worte des Sprechers zogen indessen ihre Aufmerksamkeit davon ab, und sie erwiderte mit Lebhaftigkeit: „Um mich sorgt nicht, Laskaris; der Vater weiß wohl, daß ich eine Büchse zu führen verstehe und daß ich nicht vor der Gefahr zurückschreke.“

Der alte Grieche lächelte über das stolze Selbstbewußtsein, welches die Tochter an den Tag legte. „Ich weiß, mein Kind, ich weiß;“ sagte er; „aber wir müssen's dennoch zu Wasser versuchen, und zwar sobald als nur irgend möglich. Die Küste ist nicht fern und ein Segelboot wird sich auch finden; denn es wäre eine reine Tollkühnheit, wenn wir wirklich versuchen wollten, quer durch diese verschanzten Linien zu dringen. Kommt Kinder, die Sonne ist im Sinken begriffen und wir müssen eilen.“ Mit diesen Worten warf der Alte die Büchse über die kräftigen Schultern und schritt rüstig voran, während seine beiden Begleiter schweigend folgten.

Damit nun aber auch der Leser erfahren möge, welche Bewandniß es eigentlich mit diesen Personen hat, die wir ihm hier in unsrer Geschichte vorgeführt haben, so wollen wir ihm mit kurzen, bündigen Worten darüber Aufschluß geben. —

Auf der ganzen Insel, von Cap Spado bis zum Vorgebirge Salamone, gab es keinen entschlosseneren, gefährlicheren Gegner der Türken, als den alten Johannes Georgaki. In seiner Jugend hatte er unter den Venetianern gedient, und

manchen wackern Streifzug gegen die Dsmankl's mitgemacht, bis er sich endlich nach seinen heimischen Thälern zurücksehnte. Am Fuße des Psiloritti, des alten Ida, erlebte er an der Seite einer treuen, liebenden Gattin einige glückliche Jahre, sich mit der Jagd und dem Weinbau beschäftigend, bis das Unwetter des Krieges über jene friedlichen Thäler hereinbrach. Eines Tages überfielen die Ungläubigen seine stille Hütte. Georgaki sah zähneknirschend sein geliebtes Weib vor seinen Augen durch die rohen Barbaren geschändet, er konnte ihr nicht zu Hülfe kommen, denn seine Arme waren gefesselt; aber die Heldenmüthige, die ihre Schmach nicht überleben mochte, entriß einem ihrer Henker den Dolch und stieß ihn sich selbst in die Brust. Georgaki sollte als Sklave fortgeführt werden, aber er entledigte sich seiner Bande und floh in die Wälder, seine Büchse und sein kleines Töchterchen, das einzige Andenken seiner gemordeten Gattin, mit sich führend. So wuchs Maria mitten unter den Gefahren und Entbehrungen eines so wilden Lebens, als ihr Vater führte, heran. In einer Höhle des Psiloritti, des alten Ida, fand der Geflüchtete mit mehreren, anderen Bergbewohnern ein Asyl, bis endlich die Türken abgezogen waren und die Candioten auf eine bessere Zeit hoffend ihre Schlupfwinkel verließen. — Auf eine ähnliche Weise wie Maria war der junge Mann, den wir in ihrer Gesellschaft gefunden haben, aufgewachsen. Johannes Laskaris hatte seine Eltern ebenfalls durch die blutgierige Hand der Türken verloren, der Knabe aber war den Erbfeinden seines Glaubens entflohen, und Georgaki nahm sich des Hülflosen an, der zum kräftigen Jünglinge heranwuchs und seinen Pflegevater dann auf dessen Streifzügen gegen die Dsmankl's begleitete, denen sie, unterstützt durch eine nicht unbedeutende Schaar gleichgesinnter Bergbewohner, so bedeutenden Schaden zufügten, daß die Namen Georgaki und Laskaris von den Türken nur mit Schrecken genannt wurden. — Ungeachtet der rauhen Zeitumstände, war aber zwischen Laskaris und Maria ein innig zartes Liebesverhältniß aufgegangen; von Jugend auf an einander gewöhnt, hielten sie es fast unmöglich, zu leben, ohne sich zu besitzen, und als nun endlich die Türken nach der vergeblichen Blokade von Candia absegelten, war Laskaris nur darauf bedacht, sich zuerst seinen Hausstand zu gründen, um sodann die Geliebte heimzuführen.

Die abermalige Landung des Großveziers Khyoperli machte jedoch seinen frohen Aussichten bald ein Ende, und nicht einmal so viel Zeit blieb ihnen, die Stadt Candia vor ihrer vollständigen Einschließung durch die Türken zu erreichen, wohin der Commandant der Festung, Morosini, die beiden tapferen Griechen schon früher berufen hatte, um ihnen ein größeres Commando anzuvertrauen. —

So gefährlich aber auch das Wagniß war, die von den Osmanen eingeschlossene Festung zu erreichen, so hatte doch Georgaki fest beschlossen, das Unternehmen zu wagen, und jeden möglichen Auf der Feigheit von sich abzuwälzen. Von der Landseite her war dies indessen eine vollkommene Unmöglichkeit, nur der Weg zu Wasser war noch frei, und so folgen wir denn ihm und seinen beiden Begleitern zur Küste.

Der Weg war zwar ziemlich weit und führte die drei Wanderer durch schwer zugängliches Waldgebirge, aber alle drei, an solche Beschwerlichkeiten gewöhnt, achteten es nicht, als die Sonne allmählig gänzlich in's Meer tauchte, und der Mond langsam empordämmernd nur schlecht die Tageshelle ersetzte.

Nach einer mehrstündigen Wanderung, welche sie immer bergab führte, ward der dichte Hochwald lichter, und endlich hatten sie den Fuß des Gebirges erreicht. Eine, vielleicht eine halbe Meile breite, Ebene lag jetzt vor ihnen, in der Ferne zu ihrer Linken hörten sie das dumpfe, verworrene Gesumme aus dem Türkenlager zu sich herüber tönen, und sahen die Wachtfeuer blitzen.

Georgaki, der bisher immer vorausgeschritten, stand still und blickte nachdenklich auf die mondbeleuchtete, offene Gegend, wo kein Baum, höchstens nur ein kleiner Strauch einen zum Versteck geeigneten Platz darbot. „Besser wär' es auch, der Mond schiene weniger klar, oder wäre wenigstens eine Stunde später aufgegangen;“ sagte er sich zu Laskaris wendend; es ist ein gefährlich Stück, hier in der Nähe des Lagers diesen Platz auf's Geradenwohl zu passiren, wo man auf zweitausend Schritt alles so deutlich sehen kann, als wäre es heller, lichter Tag. Ich will dir etwas sagen, mein Sohn: einer von uns kann mit dem Mädchen hier zurück bleiben, während der Andere am Strande nach einem Fahrzeuge sucht, welches zu unserm Zwecke taugt.“

„Gewiß, Vater, Ihr habt Recht; ich will mich auf den Weg machen;“ erwiderte Laskaris.

„Nein, nein, Du bleibst bei Maria; ich kenne diesen Theil der Küste am Besten, und werde am Leichtesten ein Fahrzeug finden;“ entgegnete Jener mit Bestimmtheit; — „ruhig mein Sohn, ich bin von Deinem guten Willen überzeugt, aber ich will, daß Du bleibst und mich hier erwartest.“ — Diese bestimmte Rede machte allen ferneren Einwendungen des jungen Mannes ein Ende, und während Georgaki, nachdem er seinem zukünftigen Schwiegersohne und der Tochter die Hand zum Abschiede gereicht, schnell, doch vorsichtig über die mondbehlängte Ebene eilte, setzten sich die Zurückbleibenden in den Schatten eines mächtigen Kastanienbaumes nieder, von wo aus sie selbst bequem Alles übersehen, von einem Fremden aber nicht leicht bemerkt werden konnten.

So mochten ihnen anderthalb bis zwei Stunden im traulichen Gespräche verstrichen sein, als Laskaris, dessen scharfes Auge unablässig über die Ebene streifte, rasch aussprang und mit der Hand auf eine dunkle Gestalt deutete, die sich ihnen eilig näherte. „Es ist der Vater;“ sagte er nach einer Pause, und wirklich war es Georgaki, der bald die Seiten erreicht hatte.

„Es ist alles in Ordnung; kommt Kinder, kommt;“ sagte er; „ich habe eine Schaluppe gefunden, die hinter den hohen Uferfelsen in einer kleinen Bucht versteckt liegt, und nur darauf wartet, bis der Mond untergegangen ist. Die Leute sind treu und verschwiegen und flüchten selbst vor den Ungläubigen. Dennoch war ich vorsichtig genug, meinen Namen nicht zu nennen, Ihr habt Euch darnach zu richten. — Aber nun vorwärts!“

Gleich als ob seine muskulösen Glieder durchaus keiner Ermüdung fähig seien, schritt Georgaki auf's Neue den Seiten voran, und alle drei bewegten sich geräuschlos und doch mit einer Schnelligkeit durch das hohe Gras vorwärts, welche bewies, daß die Zeit allen in gleichem Maße kostbar sei. So hatten sie schon ein beträchtliches Stück ihres Weges zurückgelegt; der Mond bligte nur noch hier und da zwischen den Klippen der Felsen hervor, die sich in der Ferne vor ihnen am Meeresufer erhoben, und dicke Schatten lagerten sich bereits auf die Ebene, als Laskaris einen Augenblick hochend

stillstand und dann durch einen leisen Ausruf den voranschreitenden Georgaki, der sich nicht umgesehen hatte, an seine Seite rief.

„Hört Ihr nichts, Vater?“ fragte er dann.

Der Angeredete horchte mit der Spannung des Edelhirsches, der den verfolgenden Jagdhund wittert; dann schüttelte er mit dem Kopfe. — „Du weißt, daß mein Ohr schwach ist;“ sagte er.

Laskaris hatte sich indessen auf die Erde geworfen und winkte Jenem, still zu sein. „Es ist Reiterei;“ flüsterte er dann in tiefem, eiligem Tone, „ein nicht unbedeutender Haufe; sie scheinen gerade auf uns zuzukommen, wir haben keinen Augenblick Zeit zu verlieren, daß wir die Felsen erreichen!“

„Du hast Recht Junge, ich höre es jetzt auch;“ entgegnete Georgaki, „weiß Gott, wir haben schon zu lange gezögert. — Wenn wir uns in den Felsen verbergen können, kann uns die Reiterei nicht folgen; dies ist die einzige Rettung.“

Alle drei eilten nun im flüchtigsten Laufe vorwärts; aber obgleich Maria an jede Art Anstrengung von Kindheit an gewöhnt war, fiel es ihr doch, da sie durch ihre Kleidung gehindert wurde, unmöglich, mit den Männern auf die Dauer gleichen Schritt zu halten. Mengflich blickte sich Laskaris nach ihr um, während sie ihre Anstrengungen verdoppelte, ohne deshalb die Schnelligkeit ihrer Bewegungen zu mehren. Das Pferdetrappel, welches hinter ihnen immer deutlicher hörbar wurde, vermehrte ihre Angst. Auch Georgaki war stehen geblieben.

„Vater,“ sagte Laskaris; „ich werde Maria tragen, nehmet Ihr meine Büchse.“

„Nicht doch, nicht doch, es wird schon gehn;“ erwiderte Maria. Aber der junge Mann reichte schweigend dem Vater das Gewehr und hob dann das junge Mädchen in seinen muskulösen Armen leicht empor. Ein unglücklicher Zufall machte indessen, daß Georgaki die Büchse, welche ihm Jener reichte, in demselben Augenblicke zur Erde fallen ließ. Durch die Erschütterung ging der Schuß los; Blitz und Knall der abgefeuerten Flinte folgten.

Eine Minute hindurch standen alle drei wie von plötzlichem Schreck gelähmt. — „Wir sind verloren!“ rief Laskaris.

„Noch nicht,“ entgegnete Georgaki nach augenblicklichem Nachdenken, „wir müssen die Richtung unseres Weges verändern. Es ist so dunkel, daß sie uns ganz nahe sein müssen, um uns

zu sehen. „Er raffte bei diesen Worten die Büchse vom Boden auf, und schritt mit der Entschlossenheit eines Mannes vorwärts, der selbst im Augenblick der Gefahr die Besinnung nicht verliert; Laškariš folgte mit Maria auf dem Arme.

Der Todtenstille, welche nach dem unfreiwilligen Schusse einige Augenblicke eingetreten war, folgte plötzlich ein lautes Allahrufen hinter den Flüchtigen, dieselben überzeugend, daß sie wirklich von einer Abtheilung türkischer Reiterei verfolgt würden, die noch dazu in einzelnen Pikets die Ebene zu durchstreifen schien, da der Kampfruf auch von den entfernteren Gegenden her wiederholt wurde.

„Wir werden als Männer sterben müssen, es ist unmöglich zu entkommen;“ sagte Georgaki zu seinem Begleiter, der unter der Last seiner Bürde nur mühsam Schritt mit ihm halten konnte. „Der Knall der Büchse hat diese Hunde auf unsre Spur gebracht, sie scheinen nicht saumselig mit der Verfolgung.“

„Laškariš;“ flüsterte Maria; „laß mich von deinem Arme herunter, wir werden so schneller fortkommen, wo nicht, so laßt mich allein zurück, und rettet Euer Leben!“ Sie machte bei diesen Worten eine unvermuthete Anstrengung sich von den Armen des jungen Mannes loszuringen, wirklich gelang ihr dies, und mit allem Aufwand ihrer Kräfte eilte sie vorwärts. Aber diese heftige, gewaltsame Anstrengung erschöpfte sie vollends, halb ohnmächtig sank sie zur Erde nieder. Ihre beiden Begleiter standen neben ihr still. — „Es ist, wie ich sagte; wir werden die Sonne nicht wieder aufgehen sehen, Laškariš;“ sprach Georgaki düster. „Nimm deine Büchse, mein Sohn, und lade sie auf's Neue.“

„Nicht doch, mein Vater;“ entgegnete das junge Mädchen mit schwacher Stimme, während Jener mechanisch der Anforderung des Vaters Folge leistete; „warum wollt Ihr hier mit mir umkommen; laßt mich zurück, allein werdet Ihr Euch retten können.“

„Und ich sollte Dich in der Gewalt dieser Barbaren wissen, die vielleicht Dich so behandeln, wie sie an Deiner Mutter gethan? — Nimmermehr!“

„Meinst Du, daß sie mich lebend finden werden, mein Vater? Hast du keine Kugel für mich in deiner Büchse?“

Georgaki schrak zusammen; der Hufschlag der nahenden Feinde tönte immer näher.

„Du wirst mich rächen, Vater, und du auch, Laſkariſ. — Das könnt Ihr aber nicht, wenn wir hier zuſammen ſterben. Fort!“

Der alte Grieche ſtand noch immer ſtumm, ſeine Fauſt umkrampfte die Büchſe, als wollte er das Metall des Laufes zerdrücken. Endlich beugte er ſich raſch zu ſeiner Tochter nieder. „Segne Dich Gott und die heilige Jungfrau, mein Kind;“ rief er. „Sie mögen mir meine That vergeben, aber lieber todt, als in den Händen dieſer Ungläubigen. — Komm, Laſkariſ!“

„Ihr wolltet wirklich?“ rief der junge Mann entſetzt, und machte eine Bewegung, als wollte er die Geliebte ſchützen.

„Zurück, Knabe!“ rief Georgaki mit befehlender Stimme. „Es iſt mein Kind, und die That iſt auch mein; ich werde ſie dereinſt vertreten!“

„Allah! Allah!“ tönte es in dieſem Augenblicke ganz nahe. Ein türkiſcher Reiter ſprengte aus der Dunkelheit auf die Gruppe, ohne ſie zu bemerken, zu.

„Der iſt für Dich, Laſkariſ;“ flüſterte Georgaki mit heiferer, tonloſer Stimme. Der Schuß krachte durch die ſtille Nacht, und der Reiter ſtürzte vom Pferde. — „Und nun vorwärts; — mein Sohn, vorwärts! Der zweite Schuß iſt mein. — Gott mit Dir, meine Maria, bring Deiner Mutter meinen Gruß, und ſage ihr, daß ich Dich rächen werde, wie ich ſie gerächt habe!“

Maria war auf die Kniee geſunken; ſie hob ihre Arme bedend in die Höhe, als ihr Vater, nachdem er etwa zehn Schritte vorwärts gethan hatte, ſtehen blieb, ſich umwendete, und die Büchſe auf ſie anſchlug. Einen Augenblick ſchien er unentſchloſſen, ſchwankend; das Gewehr zitterte in ſeinem nervigten Arm, da tönte dicht in der Nähe der Huſſacklag der nahenden Feinde. „Allah! Allah!“ — Georgaki zielte feſt auf die Tochter; der Schuß krachte, und als wenige Momente nachher ein türkiſcher Janitſcharen=Offizier ſein ſchäumendes Roß an dieſer Stelle zügelte, lag das unglückliche Mädchen blutend am Boden; von den Flüchtlingen war keine Spur zu entdecken.

Eine höhere Macht hatte indeſſen über das Geſchick Marias gemacht. Es war ihr nicht beſtimmt geweſen, den Tod von der Hand des Vaters zu empfangen; die Kugel hatte ihre linke Schulter getroffen, ohne einen edleren Theil des Körpers zu

verwunden, und als sie aus der Ohnmacht erwachte, in welche sie ihre Aufregung und der erlittene Blutverlust versetzt hatten, befand sie sich im türkischen Lager und in den Händen eines jüdischen Arztes, der bei den Türken die Stelle eines Feldscherehs vertrat. Der junge Türke, menschlicher denkend als die Meisten seiner Glaubensgenossen, hatte die Verwundete aufheben und in das Lager bringen lassen, wo er die nöthigen Mittel zu ihrer Wiederherstellung anordnete.

Ihre Genesung schritt bald genug vorwärts, und bereits nach wenigen Wochen konnte sie sich von ihrem Lager erheben. Ihr Herr, davon in Kenntniß gesetzt, suchte sie eines Tages auf, und nachdem er ihr angedeutet, daß sie seine Skavin sei, fragte er nach ihrem Geschlechte, nach ihren Eltern. Sie hütete sich indessen wohl, den Namen ihres Vaters zu nennen, der bei den Türken nur zu gut bekannt war, sondern gab sich für die Tochter eines armen Bergbewohners aus, der in jener verhängnißvollen Nacht nach der Festung habe flüchten wollen. Ihr Herr begnügte sich mit diesem Bescheide, verhiess ihr eine gute Behandlung, und forderte sie dann auf, ihm zu folgen. Zitternd, aber mit dem festen Entschlusse, lieber das neugewonnene Leben, als ihre Religion oder ihre Ehre zu opfern, folgte ihm Maria. Ihre Befürchtung war indessen grundlos. Der Türke führte sie in ein nah' gelegenes Zelt, wo eine nach morgenländischer Art tief verschleierte Dame saß, die bei ihrem Eintritte aufstand. „Hier Fatime;“ sagte Marias Herr; „hier bringe ich Dir die Skavin, von der ich Dir schon gesagt habe. Ich schenke sie Dir; aber behandle sie gut, und brauche sie nur zu leichtem Dienste; die Wunde ihres Armes hat sich noch kaum geschlossen.“

Diese Worte waren hinlänglich, um Maria völlig über ihr augenblickliches Schicksal zu beruhigen, und auch ihre neue Gebieterin redete sie so liebevoll und freundlich an, daß sie sich fast gänzlich mit ihrer unglücklichen Lage ausöhnte. Ihr Geschäft war es, das Innere des Zeltes zu schmücken und in Ordnung zu halten. — Zu diesem Zwecke ging sie täglich in den nahegelegenen Wald, um frische Blumen zu pflücken, mit denen sie ihre Gebieterin erfreute. — So sehen wir sie auf unserem Bilde. — Von der Erinnerung überwältigt, in Gedanken verloren, was aus dem Vater, was aus dem Geliebten geworden sein möchte, saß sie oft, stundenlang träumend,

in der Waldeinsamkeit da und blickte hinaus auf den weiten Ocean. Und wenn sie dann ein Schiff gewahrte, das unter der blendenden Decke weißer Segel die blaue Fluth durchfurchte, rannen Thränen aus ihren Augen, denn sie gedachte, daß das Fahrzeug vielleicht nach Candia segle, wo Georgafi und Laskaris sie als eine Todte betrauereten, und im stummen Gebete für das Wohl ihrer Lieben sank sie auf die Knie bis der Donner der Kanonen von der belagerten Festung sie aus ihren Träumereien wach rief.

So verflossen ihr zwei Jahre; noch immer ließen die Türken kein Mittel unverjucht, sich der Festung zu bemächtigern; noch immer war der Muth der tapferen Vertheidiger nicht erschöpft. — Diese Belagerung Candias ist überhaupt eines der merkwürdigsten geschichtlichen Ereignisse; sie zeigt deutlich, was christliche Tapferkeit gegen osmanische Wuth und Ueberzahl selbst zu einer Zeit vermochte, wo die europäische Kriegskunst nur unvollkommen, das türkische Reich dagegen in seiner Blüthe war. Freilich befanden sich die Venetianer im Besitze der See, und konnten von dieser Seite aus die Belagerten mit Verstärkung und mit Kriegsbedürfnissen aller Art versehen; aber dennoch wird die muthvolle Vertheidigung der Festung selbst den spätesten Jahrhunderten noch zum Muster dienen, denn nachdem die Francheen fast zwei Jahre eröffnet gewesen waren, hatten die Türken doch kaum die äußersten Werke genommen. Sie richteten daher ihre Hauptangriffe auf einen andern Punkt, auf die beiden Bastionen St. André und Sabionetta, die allerdings die schwächsten waren, und als nun der Frühling des Jahres 1669 hereinbrach, war das erstere Werk ein Trümmerhaufen, und nur ein während des Winters aufgeworfener Wall die einzige Schutzwehr der Venetianer.

Mit der größten Betrübniß hörte Maria die Türken von ihren gewissen Siegeshoffnungen sprechen; sie hatte ihr eigenes Schicksal fast gänzlich über das ihrer Landsleute vergessen, und schauernd dachte sie an den Augenblick, wo die Festung erkürrt werden dürfte. Schon bereiteten die Türken Alles zu einem letzten, entscheidenden Sturme, der das von Vertheidigern entblößte Candia unrettbar in ihre Gewalt liefern mußte, als sich plötzlich die Nachricht im Türkenlager verbreitete, daß den Vertheidigern neue Verstärkungen gekommen seien. Wirklich waren die Herzöge von Beaufort und Navailles mit einer

französischen Flotte und 7000 Mann Landtruppen in den Hafen der belagerten Stadt eingelaufen, und die frohen Ausfichten der Türken sanken wieder bedeutend herab.

Nichts desto weniger beschloß der Großvezier, die Ungnade des Sultans fürchtend, diesen Zeitpunkt nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen, und, womöglich noch vor der Ausseifung der neu angekommenen Truppen, einen Sturm zu wagen. Maria hörte aus dem Gespräch ihres Herrn, was im Werke sei, sie erfuhr, daß die Unternehmung in der nächsten Nacht stattfinden sollte und zitterte, daß dieselbe gelingen möchte. — Da fuhr es ihr wie ein Blitz durch den Kopf, daß sie die bedrängten Glaubensgenossen retten müsse, sollte es auch ihr eigenes Leben kosten.

In ihrer gewöhnlichen Kleidung war, das sah sie ein, auch nicht die mindeste Aussicht vorhanden, einen günstigen Erfolg zu erzielen; denn man würde sie schon angehalten haben, bevor sie das äußere Ende des Lagers erreicht hätte; aber Zeit war nicht zu veräumen. — So eilte sie in das Zelt ihres Herrn, den der Lagerdienst entfernt hielt, und unter dem Vorwande, daß ihre Gebieterin etwas bedürfe, schickte sie den daselbst befindlichen Sklaven fort. Kaum sah sich Maria allein, als sie ohne Zögern an's Werk ging. Ihre erste Sorge war es, das lange Haar in die Falten eines Turbans zu verbergen; es gelang nach Wunsch und nun eilte sie, ihre Toilette zu vervollständigen. Wenige Minuten reichten hin, sie in einen Janitscharen-Offizier zu verwandeln, und aufmerksam sah sie sich vom Kopf bis zum Fuß an, ob nichts an ihrem Anzuge vergessen sei.

Entschlossen öffnete dann die Jungfrau die Zeltthür und schritt keck, aber eiligen Laufes, als hätte sie ein wichtiges Geschäft, durch die weiten Lagergassen. Die Janitscharen, die vor den Zelten damit beschäftigt waren, ihre Waffen zu puhen, grüßten ehrerbietig ihren vorbeieilenden Vorgesetzten, und ohne aufgehalten zu sein, erreichte Maria bald genug die Fronte des Lagers. Sie hätte auch in der That keinen glücklicheren Tag zur Ausführung ihres Vorhabens wählen können. Die höheren Offiziere waren bei dem Großvezier Khyoperli zum Kriegsrath versammelt, und in den Außenwerken besanden sich nur die Arbeiter und die dieselben beaufsichtigenden Personen. Dessenungeachtet wurde von beiden Seiten ein heftiges

Geschützfeuer unterhalten, und die Kugeln schlugen oftmals in die Tranchéen. — Die Türken hatten sich nämlich, von dem bisher bei Belagerungen gewöhnlichen Verfahren abweichend, dadurch der Festung genähert, daß sie durch eine große Menschenmenge einen tiefen Graben ausheben, die Erde gegen den Platz zuwerfen, und dieselbe mit Schaufeln immer weiter vorbringen ließen, bis sie mit dieser Erdwalze dem Graben nahe kamen und diesen ausfüllten, während noch außerdem die Laufgräben so nahe als möglich geführt wurden. Maria hatte das äußerste Ende der Tranchéen erreicht; sie befand sich ungefähr dreitausend Schritt von der Festung.

„Herr;“ sagte einer der Schanzarbeiter, als sie bei den letzten derselben vorüber schritt; „Herr, es ist gefährlich weiter zu gehen, erst vor einer Stunde haben sie einen der Unsern fortgetragen, dem eine Kugel den Kopf fortgerissen hatte. Ihr könnt noch den Blutfleck sehen.“

Der vermeintliche Offizier achtete indessen nicht auf diese Worte, sondern kletterte, so gut es der herabrollende Sand erlaubte, über die Brustwehr der Tranchéen gegen die Festung herauf. Rechts und links neben ihr schlugen die Kugeln ein, sie stand einige Augenblicke unentschlossen, ob sie warten sollte, bis das Feuer vielleicht etwas nachgelassen hätte. Als sie sich aber wieder umblickte, gewahrte sie mit Entsetzen eine größere Zahl reichgekleideter Türken, sich den Laufgräben nähernd. Es war der Großvezier, der wahrscheinlich noch einmal die Arbeiten der Seinen und den Zustand der Festung recognosciren wollte. In diesem Moment schlug eine Kugel dicht vor ihren Füßen in den Sand der Brustwehr, auf welcher sie stand. Vor ihr und hinter ihr Verderben. — Aber ihr Entschluß war gefaßt; sie stürzte sich eiligen Laufes den Wall hinab, und lief mit verzweifelter Schnelle quer über die Ebene, gerade auf die Mündung jener Geschütze, die ihr Tod und Verderben entgegen spieen, während die Zurückbleibenden nicht wußten, was sie im ersten Augenblick von diesem sonderbaren Benehmen denken sollten.

Unmittelbar während dieser Vorfälle hatten sich auch die Befehlshaber der Festung, Morosini und der Chevalier St. André Montbrun mit den beiden Herzogen von Beaufort und Navailles in die Außenwerke der Festung begeben, um den Zustand der Bastion St. André zu besichtigen; in ihrem Gefolge befanden

sich die ausgezeichnetsten ihrer Offiziere. Sie waren eben im Begriff die Schanze zu verlassen, als einer ihrer Begleiter, der mit einem Fernglase in der Hand nach den feindlichen Werken hinübergeschaut hatte, durch einen Ausruf des Staunens die Aufmerksamkeit der Übrigen ebenfalls nach diesem Punkte lenkte. Ohne das heftige Geschützfeuer von den umliegenden Bastionen zu achten, kam ein türkischer Offizier im heftigsten Laufe auf die Festung zugerannt. Derselbe hatte indessen noch nicht die Hälfte der Strecke zurückgelegt, die ihn von der Bastion St. André trennte, als auch eine nahegelegene türkische Batterie ihr Feuer auf ihn richtete, während dagegen die Geschütze der Festung ein augenblickliches Schweigen beobachteten. Ein glücklicher Stern schien indessen über dem Deferteur, denn das war er augenscheinlich, zu walten, unverletzt erreichte er unter dem stärksten Geschützfeuer die Bastion, sank aber am Fuße der Brustwehr, erschöpft von dem heftigen Laufe, ohnmächtig nieder. Morosini, den das sonderbare Schauspiel ebenfalls in der Bastion zurückgehalten hatte, schickte zwei Soldaten den Wall hinab, um dem Flüchtigen beizuspringen und ihn vollends in Sicherheit zu bringen. Es geschah; aber zugleich war der Turban des Türken herabgefallen, und eine üppige Menge langen, glänzendschwarzen Haares wallte auf den Kasten desselben herab.

„Bei meinem Schutzpatron, das Abenteuer fängt an interessant zu werden; es ist ein Weib!“ rief Morosini.

Neugierig drängten sich die übrigen Offiziere an die Ohnmächtige, doch Einer von ihnen, nicht in der glänzenden Uniform der französischen oder venetianischen Truppen, sondern in der Nationaltracht der Landbewohner, schob, fast ohne sich an die Gesetze der schuldigen Ehrfurcht gegen seine Oberen zu kehren, die Neugierigen bei Seite, bis er dicht neben dem noch immer bewußtlosen Mädchen stand.

„Meine Maria!“ rief er nach einer augenblicklichen Pause. — „Ist es möglich! Du lebst? — Diese Hand, die Dir den Tod gegeben, sie soll Deine blühende Wangen wieder streicheln. — Ja, ja, Du bist es, meine Tochter, meine Maria! — Gott, Du Allmächtiger, Du bist mir ein gnädiger Herr gewesen!“

Erschöpft sank der alte Georgaki neben seinem Kinde nieder, er fühlte nach dem Pulschlage ihres Herzens, er berei-

nigte den Hauch seines Athems mit dem ihren, bis auch sie endlich die Augen aufschlug.

„Mein Vater!“ rief sie mit dem Tone des unennbarster Entzückens. Georgaki antwortete nicht, Thränen rannen in seinen grauen Bart.

„Du lebst!“ fuhr indessen Maria fort; „und Laskaris —?“

„Auch er ist wohl! Komm, daß ich Dich zu ihm führe.“ — Und er unterstützte ihre Bemühungen, sich von der Erde zu erheben.

Mit schweigender Rührung betrachteten die Umstehenden diese Scene, wenn auch Niemand den Vorfall in seiner ganzen schrecklichen Ausdehnung begriff. — Nachdem aber die erste Aufregung der Freude sich etwas beruhigt hatte, gedachte Maria des Hauptzwecks, der sie zu dem kühnen Wagniß veranlaßt hatte, und nun theilte sie Morosini die Absicht der Türken mit, noch in dieser Nacht einen Sturm zu unternehmen.

Mit Ueberraschung hörte Morosini diese Nachricht, und wie im Triumph geleitete Georgaki die ihm wiedergeschenkte Tochter nach seiner Wohnung, wo Laskaris sie mit gleichem, staunenden Entzücken empfing und die Braut in seine Arme schloß.

Der unglückliche Ausgang dieses Kampfes ist bekannt genug. Candia fiel, der Uebermacht erliegend; am 27. Septbr. des Jahres 1669 capitulirte die Besatzung gegen freien Abzug.

Am demselben Tage steuerte eine Corvette mit vollen Segeln der alten Inselstadt Venedig zu. Auf derselben befanden sich Morosini, Georgaki, Laskaris und Maria. Die venetianische Regierung hatte den beiden letzteren Männern, in Folge der ihr geleisteten Dienste, eine neue Heimath angeboten.

Als nun die lichte Dämmerung des heiteren Septembertages hereinbrach, stand Maria, den Kopf an die Schultern des Geliebten gelehnt, die Hand in der des Vaters ruhend, an der Gallerie des Verdecks, und alle drei blickten sehnsüchtig hinüber nach dem Vaterlande, das sich mit jedem Wellenschlage weiter von ihnen entfernte. So standen sie lange schweigend, ohne ein Wort zu sprechen, und erst als die Sterne schon am lichtblauen Nachthimmel blizten und das Land längst aus ihrem Gesichte entschwunden war, fuhr sich der alte Georgaki mit der gebräunten Hand über das Gesicht, als sei ihm etwas in's Auge geflogen, und sagte: Kommt, Kinder, kommt hinab in die Kajüte, ich will Euch von unserer neuen Heimath erzählen, von der wunderbaren Stadt Venedig, mit ihren stum-

men Lagunen und den schwarzen Gondeln darauf, von der alljährlichen Vermählung des Dogen mit dem Meere und andern dergleichen Sachen, denn du weißt Laskaris, daß ich in meiner Jugend schon einmal in Venedig war. — Hört ihr Kinder, kommt hinab, die Luft weht kühl. — Komm Maria."

### **Einige Worte über Mädchenerziehung, vom ärztlichen Standpunkte aus.**

Von Dr. J. Waldeck.

Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß in den letzten Decennien der Gesundheitszustand der Mädchen und jungen Frauen, namentlich der gebildeten Stände, ein von Jahr zu Jahr sich verschlechternder gewesen. Allgemeine Schwäche, Bleichsucht und die große Anzahl der unter dem weitumfassenden Namen Nervenschwäche, Nervenleiden begriffenen Krankheiten bestätigen diesen Ausspruch, selbst wenn wir von der immer zunehmenden Häufigkeit der Lungenschwindsucht und anderer organischer Leiden absehen. Wie häufig sieht man Mädchen in den Jahren, die eigentlich der Blüthe angehören, kränkelnd und welkend, um wieviel häufiger noch ist das schnelle Altern junger Frauen in den ersten Jahren ihrer Ehe. Wie störend und schädlich namentlich diese letztere Erscheinung in das Familienleben eingreifen muß, ist zu augenfällig, um erst weiter ausgeführt zu werden. Gesundheit ist die erste Bedingung einer glücklichen Existenz, fehlt sie, so ist weder für die Person selbst, noch für jeden andern, der mit ihr in so enger Gemeinschaft, wie die Ehe sie erfordert, lebt, irgend ein Glück zu denken; wie oft wird die Wohlfahrt und der Lebensgenuß einer ganzen Familie durch anhaltendes Kränkeln der Mutter zu Grunde gerichtet! Aber auch das Wohl des Staates wird durch das häufige Vorkommen solcher Verhältnisse gefährdet; von kranken Müttern sind nur ausnahmsweise gesunde Kinder zu erzielen, und die immer zunehmende Schwäche nachwachsender Generationen droht dem Staate mit einer Verderbniß seiner Bürger, der er nicht ruhig entgegensehen darf, weil sie seine Wohlfahrt gefährdet.

Es möchte also weder uninteressant noch unwichtig sein, die Gründe dieses Uebelstandes aufzusuchen, und nach den Mitteln, durch die er beseitigt werden könnte, zu forschen. Zwar wäre, um dieses gründlich zu thun, ein ganzes Buch erforderlich, doch sind wir zufrieden, wenn das hier Gebotene auch nur hinlänglich ist, eine Anregung zum Nachdenken und Erkundigen zu geben, was bei wichtigen Volksangelegenheiten stets eine Hauptaufgabe für Volkstalenter sein sollte.

Die Ursachen des häufigen Erkrankens junger Mädchen und Frauen